



* Pilsbuden, 6. August.

Lakt den Wald zu Worte kommen!

Ich ging den Fußweg am Rande des schattigen Grundes entlang und sah den Förster mit tiefem Gemüth vor der mir wohlbekannten altherrwürdigen Bank stehen. Als ich hinzukam, stieß er grimmig hervor: „Die Menschen verdienen es gar nicht, daß sie den Wald betreten dürfen.“ Ich sah nun, daß die Teile des steinernen Sitzes von roher Hand und offenbar unter Anwendung außerordentlicher Gewalt auseinander gewuchtet worden waren. Wie sehr begriff ich den ehrlichen Born des Alten und wie recht mußte ich ihm geben! Und wer hätte nicht schon ähnliche Dinge gesehen oder davon gehört? Ja, es ist kaum zu glauben, zu welchem Schauplatz von Roheit und Gemeinheit unser lieber Wald zuweilen gemacht wird. Die Frevler und Zerstörer aufzuzählen, wäre mehr als zwecklos, denn die dabei in Frage kommende Sorte von Leuten würde es ja doch nicht lehren, und wenn es zufällig doch einmal geschähe, dürfte es schwerlich zum Herzen gehen, weil keins vorhanden. Manchen einer aber, der vielleicht mit Unwillen über die schier zahllosen Verbotstafeln draußen im Walde losgezogen ist, würde sich mahigen, wenn ihm das Kreuz und Leid bekannt wäre, das den Forstleuten (und nicht bloß ihnen!) von jenen „Waldläufern“ zugefügt wird. Immerhin muß es ein Trost sein, daß solche Erscheinungen als Ausnahmen gezählt werden können. Die mannigfach entwickelte Spezies der Frevler und Bösewichte ist eben vorhanden und wird sobald nicht aussterben; gegen sie haben wir die Justiz, die wird es im geeigneten Falle an Strenge nicht fehlen lassen. Es würde aber verkehrt sein, den Wald für die Menschheit abzuverren zu wollen, damit die Frevler nicht hineinkommen können, wie es unmöglich ist, eine Großstadt vor dem Zug der verderblichen Elemente zu schützen.

Weit hoffnungsvoller liegt die Sache beim „Waldpublikum“ im allgemeinen. Die Freude an den grünen Hallen führt es hin und, will's Gott, so wird sie ihm noch recht lange erhalten bleiben. Aber die Bildung der Leute ist natürlich recht verschieden, und dementprechend auch der Ausdruck, den sie ihrem Lustempfinden geben. So kommt es, daß uns bei diesen ihre „Wiße“ und Redensarten, bei jenen ihre Vieder und Gefänge, bei anderen wieder ihr „Witz“ und Plunder oder überhaupt ihre ganze Art und Weise missfallen, weil uns all das so gar nicht in unseren Wald zu passen scheint. Treffen wir aber dann etwa gar noch auf einen jener verlassenen „Pidnickplätze“ und die leeren oder zerfahlagenen Klaischen, an denen sich obendrein, wenn nicht der gestiefelte Mensch, so doch der barfüßige Hund des Försters gar verlegen kann, dann erfüllt uns der Abscheu vor solcher Unwürde dermaßen, daß wir unwillkürlich dem Alten nachsprechen: die Menschen verdienen es gar nicht, daß sie den Wald betreten dürfen! Gemach. Auch hier ist die Zahl der groben Sünder doch nur klein. Aber anders und besser werden muß es. Und wie ist hier zu helfen? Nur durch eine bessere Erziehung des Publikums. Die kann aber nicht durch Abperrung, Verbote und Strafandrohungen erzielt werden, damit kann man zwar vieles verhindern, aber nicht

die Leute erziehen, sondern durch Beispiel und wirksame Belehrung. Beides muß vom Besitzer des Waldes, vom Staate selbst kommen, dann wird's anders werden. Wenn nun dieses Beispiel wie bis jetzt in der Hauptsache darin besteht, den Leuten zu zeigen: der Kernpunkt aller Weisheit vom Walde sei, daß er mit dem Erlös aus seinem Holze ein möglichst großes Loch im Säckel des Staates zuzustopfen befähigt sei, wie sollen dann dieselben Leute eine aus tieferem Herzen stammende Achtung und Liebe für diesen Wald hegen? „Er ist ja doch nicht unser!“ Die Waldweisheit steckt viel tiefer und reicht viel höher hinauf. Von Jugend auf müßte dem Deutschen in Gleich und Blut übergeführt werden, daß sein Wald einer der großen Gesundbrunnen ist, darin er immer aufs neue seine Seele gesundbade und ihr frische Kräfte zuführen kann für die höheren Aufgaben seines Berufs, denn durch die Wäpfel rauscht noch heute seines Herrgotts Stimme, und groß sind die Gedanken, die des heiligen Waldes erhabene Schönheit ihm zugerant. Tessen ge- mahnen uns unsere Dichter und andere große und gelehrte Leute; wenn wir doch hören wollten! Groß ist die kulturge- schichtliche Mission, die dem deutschen Volke zugeteilt ist. Dürfen wir unser Land zur Kultursteppe herabsinken lassen? Dann wäre es vorbei mit dieser Mission und damit zugleich mit unserer höheren Bedeutung. Das führen uns die heu- tigen Erben der einstigen Kulturreiche mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen. Wann wirst du endlich diese Au- gen aufstun, du deutsches Volk?

• Das Telefon wird teurer. Auch das noch! werden die Geschäftsleute ausrufen, wenn sie hören, daß sich der allgemeinen Teuerung auch das . . . Telefon anschließen soll. Von Berlin aus wird gemeldet, daß eine Aenderung des Fernsprechgährentarifes geplant wird. Anstelle des zurzeit bestehenden gemischten Tarifs (nach Wahl des Teilnehmers Einzel- oder Pauschalgebühr) soll durch Weg der Einzelgebühren-tarif eingeführt werden. Statistische Ermittlungen haben das Unzulängliche des Pauschalgebührentarifs ergeben. Die Pauschalgebühr ist seinerzeit nicht ohne Grund eingeführt worden: man wollte den Teilnehmern, die den Fernsprecher oft benutzen, einen gewissen Rabatt gewähren und wählte die Form der Pauschalgebühr. Aber der den Pauschalgebührenteilnehmern gewährte Rabatt ist übermäßig ausgenutzt worden. Es läßt sich leicht beweisen, daß bei Ueberschreitung einer gewissen Zahl von Gesprächen durch einen Teilnehmer die Verwaltungen mit der Pauschalgebühr von 180 Mark nicht mehr auf ihre Kosten kommt. Die Verwaltung plant daher eine allgemeine Einführung des Gesprächs-Gebührentarifs, eventuell mit gewissen Rabattföhen am Einzelgespräch, sobald der Teilnehmer bestimmte Gesprächszahlen überschreitet. Die Gesprächsgebühr wird sich vielleicht auf 2 bis 3 Wtg. stellen. Bei mehr als 5000 Gesprächen könnten dann etwa 2, bei mehr als 10000 Gesprächen 1½ Wtg. für die überschreitenden Gespräche erhoben werden.

* **Kurhaus.** Das Sommerfest, welches die Kurverwaltung am Mittwoch veranstaltet, findet, soweit der Garten in Betracht kommt, im Abonnement statt, und was den armen Ball anbetrifft, gegen Vergütungen für Abonnenten zu 1/2 Mark und Ballkarten zu 3 Mark. Für Gartenbesucher, welche gegen Lösung der betreffenden Karte auch am Ball teilzunehmen beabsichtigen, empfiehlt es sich, schon gleich in entprechender Gesellschaftsstelle (Herrn Rad oder dunkler Rod) zu erscheinen.

* **Reichshallen.** Das Reichshallentheater, welches seinen Besuchern das Beste zu bieten bestrebt ist, veranstaltet heute (Dienstag) ein Regitationspièce, in welcher u. a. die bekannte Dichtung „Der Streif der Schmiede“ zur Gehör gebracht wird. Diese alte, in aller Form angebeutete Regitation von einem Meister zu hören, dürfte allgemeines Interesse erregen. Das derzeitige hervorragende Programm, bei welchem in erster Linie die Attraktionsnummer „Eine indische Wittwenverbrennung“ hervorzuhoben ist, dürfte allen Besuchern einen schönen Abend versprechen, um so mehr, da das Theater, trotz der vor-

herrschenden, heißen Bitterung best ventiliert, sich eines regen Besuches erfreut, ungeachtet der jetzigen, mannigfaltigen künstlerischen Darbietungen in unserer Stadt. Es dürfte sich empfehlen, das Sensations-Programm zu genießen und der Vorschlag zum Besuche vorgenannten Theaters, ist im Anbetracht des Vortages, in jeder Beziehung folgend und berechtigt.

* **Walhalla-Theater.** Am Donnerstag und Freitag dieser Woche wird Frä. Alma Saccor vom Darmstädter Hoftheater und Theater des Westens in Berlin ein zweimaliges Gastspiel absolvieren.

* Eine neue Apotheke und zwar die größte am diesigen Orte wird am 1. Oktober von Herrn Apotheker C. Bahmann an der Dohheimerstraße Nr. 81 in dem Neubau des Dampfseinerereißers und Baununternehmers G. Wemer hier eröffnet. Es wird damit einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen, indem seither die Bewohner dieser Stadtteile sowohl, als auch die der Gemeinden Dohheim, Frauenthein etc. im Bedarfsfälle bis in die innere Stadt gehen mußten.

Berngländt. Der in Höchst um 9 Uhr 58 Min. eintreffende Zug Limburg-Frankfurt brachte einen in Frankfurt stationierten Bremser mit, dem gestern früh auf der Station Vorbach ein Wein abgefahren worden war. Der Mann, dessen Namen noch nicht festgestellt war, wurde in bewußtlosem Zustande in das Höchst'sche Krankenhaus gebracht.



Strafkammer-Sitzung vom 5. August.

Intrene.

Zu Anfang des vorigen Jahres kaufte der Koch Karl Busch aus Rüdeshelm von der Firma Schulze u. Hoffmann in Hannover zum Preise von 421 $\mathcal{M}$ 25 S ein Billard, welches in einer von seinem Vater, dem Kaufmann resp. Geometer und Biesenbaumeister Leonhard Busch in Castel von dem Turnverein gepachteten Wirtschaft Verwendung fand. Das Billard war unter Eigentumsvorbehalt gekauft. Kaum war nun aber Busch warm geworden in seinem Lokale, da wurde er eines Tages zwangsweise ermittelt und fand vorläufig Unterkunft in Viehrich. Das Billard, auf das damals noch 218 $\mathcal{M}$ 55 S rückständig waren, war ihm in dieser Zeit umso lästiger, als er Räume zur Unterbringung desselben nicht besaß und als er zu diesem Zwecke eigens ein Zimmer mieten mußte. Dazu befand er sich in großer Not und so ging er eines Tages dazu über, das Billard für einen Betrag von 385 $\mathcal{M}$ an einen Wiesbødener Wirt weiter zu verkaufen. Er mitsamt seinem Sohn find deshalb wegen Untreue zur Rechenschaft gezogen, doch erklären beide, nicht schuldig zu sein, Busch-Vater, weil er von dem Eigentumsvorbehalt nichts gewußt, Busch-Sohn, weil er sich überhaupt um das Billard nicht weiter gekümmert habe. R. V. wird wegen Unterschlagung mit 50 $\mathcal{M}$ Geld bestraft, bezüglich des Carl J. dagegen erachtet ein Freispruch.

Conrad H. Schiffer, Hof-**Taunusstr. 24,**
Atelier für künstlerische Porträts. Vergrößerungen. 0000

Residenz-Automat Kirdigasse 38.

Ananas-Eis.

6 Pl. (Adler, Pfarrer,) **Jacob Rath,**
 Pirina. Siggaren, Kirchgasse 26.
 Waldbella. Telefon 594. 1874

Berliner Börse, 5. August 1907.

[illegible]



Nr. 182.

Mittwoch, den 7. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Musizieren Sie nicht?“

„Musizieren? Ja gewiß, etwas! Aber da fällt mir ein — singen tue ich gern. O sehr gern. Früher wurde mir oft geraten, zur Bühne zu gehen, aber das habe ich schon bleiben lassen — so ein unbequemes Leben — nein, das ist nichts für mich.“

„Ah, Gnädigste lieben die Bequemlichkeit?“ Ein feines, ironisches Lächeln zuckt um des Doktors Lippen. Er streift die läppige Figur der Dame mit einem eigenen Blick.

„Die Bequemlichkeit? Nun ja, die liebe ich allerdings, das muß ich gestehen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie nicht damit einverstanden sind und mir sofort einige Parforcekuren dagegen empfehlen.“ Sie lachte leise auf und sieht den Arzt, so von unten herauf, schwachend an. Er tut, als bemerke er den Blick nicht und betrachtet nachdenklich die Nägel seiner schlanken Finger. Dann sagt er ruhig:

„Wenn gnädige Frau singen wollen — ich bin gern bereit, Sie zu begleiten.“

„Doktor! Ach, das ist ja herrlich! Wirklich, da freue ich mich. Endlich doch einmal ein bißchen Abwechslung.“ Wie ein Kind klatscht die schöne Frau in die Hände, dann spricht sie weiter: „Aber wo nur Hildegard bleibt! Die macht heute underrantwärtlich lange Toilette. Und es wäre doch so hübsch, wenn wir gleich Kaffee trinken und ich danach noch singen könnte, ehe Ihre Zeit wieder anderweitig in Anspruch genommen ist.“ Sie ist ganz lebhaft geworden und vom Stuhl aufspringend, eilt sie nach der Glastür, die jedoch im selben Moment von innen geöffnet wird. Hildegard nun steht auf der Schwelle. Ein écarlatfarbener Gewand von durchbrochenem Stoff umschlingt, im Empirestil gehalten, die prächtige Gestalt. Die offenen, weiten Ärmel lassen das feine Handgelenk sehen. Das reiche, blonde Haar ist lockiger, gefälliger geordnet, als wie Fräulein Doktor es während ihrer Arbeitsstunden trägt, und gibt dem jetzigen, schmalen Gesichtchen einen eigenen Reiz.

Charlotte legt den Arm um das junge Mädchen und schreitet plaudernd mit ihr zum Kaffeetisch. Man kann sich keinen größeren Kontrast denken, wie diese beiden Frauen. Beide jung, beide schön und dennoch so verschieden in ihrem Äußeren, wie in ihrem Innern!

Der Doktor kann kein Auge von ihnen wenden, ein Meer von Gedanken stürmt auf ihn ein. Nachdem sie alle Platz genommen haben, muß er sich zusammen nehmen, denn Frau von Meerholz hat bereits eine Frage zweimal getan, ohne in dessen eine Antwort zu erhalten.

„Doktor! Träumer! Warum starren Sie uns so an? Eine steht schon eine halbe Stunde mit der Kaffeetasse vor Ihnen“, raunt sie ihm lächelnd zu. Sie liest Bewunderung in seinem Blick, ist aber nicht sicher, ob dieselbe nicht etwa ihrer Kusine gilt. Das will sie nicht — das darf nicht sein! Der Doktor ist ihr jetzt gerade recht gekommen, um ihr die grenzenlose Vangelweile zu vertreiben. Er muß täglich zu ihrer Ver-

fügung stehen, das will sie schon durchsehen, mag auch Hildegard dagegen sein, er wird schon kommen, wenn sie es will. Sie versorgt ihn mit Zucker und Sahne, dann reicht sie das silberne Körbchen mit feinem Gebäck und neigt sich dabei so weit zu ihm hin, daß das feine Spitzenjerseel an ihrer Brust leicht seine Hand streift.

Er merkt des schönen Weibes Bemühen, ihm zu gefallen und ein rascher, forschender Blick gleitet zu Fräulein Doktor hinüber. Was dieses herbe, stolze Mädchen wohl zu dem Benehmen ihrer Kusine sagt? Etwas wie Genugtuung waltet in ihm auf. Sie würde schon sehen, wie viel er bei den Frauen gilt! — Er, dessen starker Geist sich gegen jede Fessel auflehnt, soll sich hier unter die Diktation eines Mädchens stellen?

Diese wenigen Tage haben ihm unzählige Kämpfe gebracht, und nur der große Wirkungsfreis, der eine fortwährende Anspannung aller Kräfte erfordert, ließ ihm keine Zeit zu müßigen Grübeleien. Er liebt seine Wissenschaft, in deren Dienst er bisher vollständig aufging. Auch hier fesselte ihn die vorzügliche Organisation, die Fülle des Materials, obgleich Hildegard selbstständiges Walten ihn beständig reizt. Er fühlt sich von ihrem Wesen abgestoßen und doch auch wieder gefesselt. Es ist ein fortwährendes Wühlen in ihm, eine Erregung, wie er sie nie zuvor gekannt. Die liebliche Mädchenerscheinung ihm gegenüber, mit dem unbewußt stolzen, bedeutenden Ausdruck in dem schmalen Gesichtchen hatte Tiefen in ihm aufgerührt, Gefühle in ihm erweckt, gegen welche er sich mit aller Kraft seines ungezügelter Mannesstolzes auflehnt. Sein Ideal eines Weibes war ja bis-

her so ganz, ganz anders! Er hatte die Kolleginnen in Amerika, die mit ihm Seite an Seite am Seziertisch standen und kaltblütig ihrem Studium oblagen, fast verabscheut. Die Frau gehört ins Haus. Als Gefährtin des Mannes, als Mutter, kann er sich nimmermehr eine Herrin vorstellen. Die Natur selbst hat dem Weibe Schranken gezogen, jedes Heraus-treten aus demselben rächt sich — die züchtige Bescheidenheit, das echte weibliche Partgefühl, geht verloren. Mit einem:

„Gnädige Frau sind zu gütig“, quittiert er Charlottes Bemühungen.

„Egoismus, Doktor! Nichts weiter wie Egoismus! Ich bin ungeduldig — fürchtbar ungeduldig! Ich möchte singen!“ Als sie Hildegards erstaunten Blick bemerkt, seht sie lebhaften Tones hinzu: „Freue dich mit mir, mein Herz! Ich habe in Dr. Paulus den Begleiter gefunden, den ich in dir so sehr vermisse. Nun mußt du ihn mir aber auch täglich ein bißchen abtreten, denn sonst langweile ich mich hier noch zu Tode.“

„Ich dir den Doktor abtreten? Aber Charlotte, wo denkst du hin? Der Doktor ist in der Villa stets ein lieber Gast — dort drüben nimmt ihn dagegen der Dienst in Anspruch, da fällt auch kein Jota von seiner Zeit ab.“

Fräulein Doktor sieht recht ernst aus, ihre großen Augen blicken halb vorwurfsvoll, halb gütig die Kusine an. Sie spricht

zu ihr wie mit einem Kinde, welchem man einen unvernünftigen Wunsch ausreden will.

Das empört den Doktor, ein spöttischer Ruck kräuselt die härtigen Lippen.

„Ah, Fräulein Doktor meint — Herrendienst geht vor Frauendienst!“

Groß, ruhig und klar sehen die leuchtenden Augen ihn an, ihre Hand rührt mechanisch mit dem kleinen, goldenen Rüssel den Trank um, als sie erwidert:

„Nennen Sie es Herrendienst oder wie Sie es wollen! Ich meine, jetzt, wo wir durch des Onkels Abwesenheit doppelte Verantwortung tragen, sollten wir auch doppelt auf unserem Posten sein. Es bleibt uns ja immerhin noch genug Zeit zur Erholung.“

„Sie sagt mir,“ denkt er. Nun, er hat keine Verantwortung. Sie besitzt die Oberleitung, ihrem Befehle müssen alle gehorchen, also auch er — es reizt ihn, ihr dies zu sagen. Seine Stimme klingt hart wie Stahl, als er erwidert:

„Zur Erholung? Gewiß, übergenug! Meine Dienststunden füllen ja den Tag nicht aus und was die Verantwortung anbetrifft — die tragen Fräulein Doktor doch allein — ich wüßte nicht, daß ich eine solche übernommen habe.“

Er fühlt, es ist fast zu brutal, so zu ihr zu sprechen, er sieht, wie Hildegard erblaßt. Ein Zug schmerzlichen Erstaunens gleitet schattengleich über ihre feinen Züge, dann wirft sie das Köpfchen mit stolzer Bewegung in den Nacken.

„Ich verstehe Sie, Herr Doktor! Und Sie haben ganz recht, ich trage die Verantwortung allein. Doch gehen Sie hin, schauen Sie in das große Getriebe unserer Anstalt! Sie sollten doch wissen, daß da ein jeder dem anderen die Hand reichen muß, sollten wissen, daß es sich hier nicht um Geld und Gut handelt, sondern um warmes, pulsierendes Leben! Dieses aber dem Tode zu entreißen, die jungen Pflänzlein vor langem Siechtum zu bewahren, ihnen die verlorenen Kräfte wieder zu geben, und sie so zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, sie gesund den Eltern in die Arme zu legen — o, wer wird mir da nicht gern helfen wollen? Ein jeder weiß — er ist Mitglied des Bundes — vereint gehen wir vor, und sind alle, alle verantwortlich, Herr Doktor, bitte, merken Sie wohl auf, nicht meinem Onkel, sondern dem da oben! Und wenn Sie sich frei fühlen von solcher Verantwortung, nun — ich will nicht mit Ihnen rechten, Sie sind ein Mann — Sie müssen am besten wissen, was Sie tun.“

Fräulein Doktor ist während ihrer Worte aufgestanden; sie sieht in ihrer ganzen vornehmen Schlantheit vor dem Manne, der den Blick nicht von ihr wenden kann, und dessen Inneres ein Chaos der widersprechendsten Empfindungen ist. Fast wie Haß lodert es in seinen Augen auf, ihre Zurechtweisung trifft ihn wie ein Schlag. Er ist zu ehrlich, um sich nicht einzugestehen, sie hat recht, tausendmal recht. Er schaut finster vor sich hin, und fast tut er Hildegard leid, denn sie hat ihn in der kurzen Zeit seines Hierseins doch so weit kennen gelernt, daß sie weiß, wie sich sein Inneres gegen ihre Machtwortstellung auflehnt. Sie sieht es in seinem Antlitz zucken wie Wetterleuchten und ist schon im Begriff, ihm die Hand hinzustrecken, da steht er rasch auf, durch seine schöne, herkulische Gestalt geht ein Ruck, dann bengt er den starren Nacken fast unmerklich.

„Ich habe Ihre Zurechtweisung verdient, verzeihen Sie mir“, preßt er zwischen den Zähnen hervor.

Sie blickt ihn freudig erstaunt an. Kommen die Worte ihm wirklich aus dem Herzen oder will er nur die konventionelle Phrase einleiten? Aber nein, ein prüfender Blick in sein Gesicht sagt ihr, er meint es ehrlich und schnell verfährt, streckt sie ihm die Hand entgegen, die er mit festem Druck umfaßt. Zum erstenmal begegnen sich ihre Augen in warmem Verstehen — erscheint ihr sein Antlitz nicht mehr so kalt und hochmütig, ein Zug von Weichheit gibt ihm ein ganz anderes Gepräge und sie ist so froh — so froh darüber.

Charlotte von Meerholz beobachtet die Beiden mit etwas verwundertem Blick. Eine Ahnung, daß diese schönen, stolzen Menschen für einander bestimmt sind, dämmert in ihr auf und erfüllt sie mit Reiz.

Leise und packend kommt die Eifersucht, der Haß über sie. Wenn sie dem Doktor auch keine wärmeren Gefühle entgegenbringt, so gönnt sie ihn doch auch ihrer Ruffine nicht. Nein, sie will ihn für sich allein haben — er soll ihr seine Zeit widmen.

„Nun, endlich fertig mit dem Streit? Ich warte auf Ihre Begleitung, Doktor?“ Sie schiebt die Kaffeetasse zurück, steht auf und geht nach der Glaskür. Da stockt ihr Fuß plötzlich, ein ärgerlicher Ausdruck huscht über ihre Züge, sie wendet sich wieder zurück.

„Mama, Mama! Ich habe dir etwas mitgebracht,“ ruft eine dünne Kinderstimme vom Park herauf und ein etwa fünf-

jähriger Knabe humpelt, so rasch er kann, auf eine Krücke daher. Er versucht, die paar Stufen, die zur Veranda hinaufführen, möglichst schnell zu ersteigen, aber sei es nun, daß er nicht acht gegeben, oder konnte er überhaupt nicht gut mit der Krücke hinauf — er strauchelte und wäre sicherlich gefallen, wenn nicht Hildegard, schnell wie ein Pfeil, heruntergeeilte wäre und ihre Arme um ihn geschlungen hätte. Sie kniete bei dem Knaben nieder.

„Aber Kurtchen, wo kommst du denn so allein her? Wo ist denn Anna?“ fragt sie besorgt und schaut liebevoll in das gelbliche, blasse Gesicht des Kleinen.

„O, Tante Hilbe, weißt du, die Anna hat Besuch. Dort drüben am Parkgitter steht sie. Der Heinrich ist gekommen, den! nur mal! Der Heinrich aus der Heimat, sagte sie. Wir saßen auf der Bank und Anna machte mir den schönen Strauß hier für Mama,“ er hält Hildegard die kunstlos zusammengebundenen Blumen unter die Nase, „da riecht jemand immer: Anna, Anna! Wir waren erst so erschrocken, aber auf einmal sprang die Anna auf und rief: „Ach, Herjemine, das ist ja der Heinrich, dort drüben steht er! Dann hat sie mich gebeten, auf der Bank sitzen zu bleiben und ist bloß mal ans Gitter gegangen. Ich wollte aber gern meiner Mama die schönen Blumen bringen — Anna blieb auch so lange fort und da bin ich auch fortgegangen.“

„Und hättest dir großen Schaden tun können!“ Fräulein Doktor streicht dem Kleinen die herrlichen, bis auf die Schultern fallenden dunklen Locken zurück.

(Fortsetzung folgt.)

In Todesangst.

Erzählung von Fred Vincent.

(Nachdruck verboten.)

Es war im vergangenen Winter. Fast meterhoch liegt der Schnee in den engen Schluchten. Trotzdem waren wir alle rechtzeitig eingetroffen am Stammtisch unserer alten Kneipe, die uns schon so oft fröhlich beisammen gesehen. Mochte der Wintersturm noch so heftig durch die entlaubten Bäume des engen Waldtales heraufschrauben, mochte er die Fensterläden, die Haustür selbst mit immer dichterem Schneeflocken verhüllen, wir drinnen am warmen Kachelofen hatten seiner ohnmächtigen Wut noch immer gespottet, und nicht einen Augenblick hatte die Unterhaltung gestockt. Der alte Oberförster hatte uns im brolligsten Jägerlatein aus seinen mannigfachen Erlebnissen erzählt und auch wir anderen hatten zur allgemeinen Heiterkeit durch mancherlei Erlebtes und Erdachtes beigetragen. Wie kam es nur, daß uns zufriedene Weltbürger in dem kleinen abgeschiedenen Dörfchen heute ein so düsteres Thema beschäftigte?

Durch eine Erzählung des Oberförsters waren wir nämlich auf die Frage der Todesangst geraten und es entspann sich jetzt in unserer Gesellschaft, von der mehr als einer in seinem Beruf als Forstmann usw. oder als Soldat während des letzten Feldzuges dem Tode wiederholt ins Auge geschaut, eine animierte Debatte über die Begriffe „Furcht“ und „Angst“. Niemand von allen den jungen Herren an unserem Stammtische wollte zugeben, jemals in seinem Leben ein solches Gefühl empfunden zu haben. Der eifrigste der jugendlichen Heißsporne war unser jüngstes Stammtischmitglied, der eben erst an unser Amtsgericht versetzte Referendar und Reserveoffizier Arnold, der auf seinem intelligenten Gesicht die Quittung für eine ansehnliche Anzahl von Mensuren in möglichst sichtbaren „Re-nommierschmissen“ trug.

„Furcht oder Angst!“ ließ er sich sehr erregt vernehmen, „das ist ganz egal und keiner von uns, davon bin ich fest überzeugt, hat je etwas derartiges verspürt. Der Deutsche fürchtet nur Gott und sonst nichts auf der Welt! Habe ich nicht recht, Herr Hauptmann?“ wandte er sich mit seiner letzten Frage an unseren großen Schweiger, Herrn Hauptmann a. D. von Wallentid, der, wie wir alle wußten, sich im Kriege 1870/71 das Eisene Kreuz zweiter und erster Klasse neben einer ganzen Reihe anderer ehrender Auszeichnungen erworben hatte und infolge schwerer Verwundungen vom aktiven Dienst hatte zurücktreten müssen. Bisher hatte er, ruhig in die Sofaecke zurückgelehnt, kühl lächelnd seine Zigarre geraucht und sich an dem immer leb-

hafter werdenden Wortgefecht auch nicht mit einer einzigen Silbe beteiligt.

„Ich bin leider nicht Ihrer Ansicht, Herr Referendar,“ erwiderte er jetzt inmitten der plötzlich eingetretenen Stille.

Ganz verblüfft fuhr der Angeredete in die Höhe. „Sie wollen doch nicht sagen, Herr Hauptmann, daß Sie sich je gescheut? Daß in all den vielen Schlachten und Gefechten, die Sie mitgemacht, auch nur das leiseste Gefühl von Angst Sie je angewandelt?“

„Nun, auf diese Frage darf ich wohl offen nein sagen. Doch will ich nicht leugnen, daß mir manchmal, besonders bei Beginn eines Gefechts, wenn ich gerade Zeit zum Nachdenken hatte, ein ganz eigenes Gefühl zwischen Magen, Herz und Nieren aufstieg, das ich, wenn ich gegen mich selbst recht liebenswürdig sein wollte, mit der mangelhaften Verpflegung entschuldigte.“

„Na, also habe ich doch recht. Furcht haben Sie eigentlich nicht gekannt!“ erklärte der Referendar zufrieden.

„In der Schlacht allerdings nie,“ entgegnete der Offizier.

„Das soll doch wohl nicht heißen, daß Sie überhaupt je Angst gehabt, Herr Hauptmann?“ fiel der junge Herr ein, und eine unendliche Reihe von Fragezeichen malte sich nur zu deutlich auf seinen halb verwunderten, halb spöttischen Zügen.

„Doch! Gerade das wollte ich sagen. Und zwar die richtige Todesangst,“ versetzte Herr von Wallentz lächelnd, doch als er bemerkte, daß seine Worte ein allgemeines Staunen hervorgerufen, fügte er ernster, wenn auch mit einem leisen Anflug von Spott hinzu: „Darf ich erzählen?“

Mit Freunden nahmen wir das freiwillige Anerbieten des Hauptmanns an, uns von seinen Erlebnissen aus jener glorreichen Zeit zu berichten, wußten wir doch alle, wie schwer es im allgemeinen hielt, den wortfargen Freund, der doch so vieles durchgemacht haben mußte, zu Mitteilungen über den Anteil zu bewegen, den er selbst an den ewig denkwürdigen Kämpfen genommen, aus denen die deutsche Einheit, das deutsche Kaiserreich, so herrlich emporgewachsen.

„Wenn Sie eine interessante Gefechtsrelation erwarten,“ begann Wallentz seine Erzählung, „so muß ich Sie gewaltig enttäuschen. Die Geschichte passierte während des Waffenstillstandes. Wir hatten unsere Position in den Südforts von Paris aufgegeben, waren nach Beendigung der dreitägigen Okkupation westlich um die Stadt herummarschiert und lagen nun ganz friedlich in vorzüglichen Kantonnementsquartieren ungefähr 45 Kilometer nordöstlich von der feindlichen Hauptstadt, die wir so viele Monate lang beim „ewigen Hämmer“ warm umschlossen gehalten hatten. Wenn wir aber beim Einmarsch in diese Quartiere gehofft hatten, uns bereits auf dem Heimweg nach unserer Garnison in Deutschland zu befinden, so hatten wir uns bedenklich geirrt.“

Etwas über zehn Wochen genossen wir das etwas zweifelshafte Vergnügen, auf den Stoppelfeldern dieses gesegneten französischen Landstrichs in Kompagnien, im Bataillon usw. ganz wie zu Hause exerzieren zu dürfen, nur daß wir jedesmal der Alarmbereitschaft wegen selbstmarschmäßig ausrücken mußten. Unterdes war nämlich der Kommunerrummel in Paris losgegangen. Die Herren in Versailles hatten sich in aller Geschwindigkeit von ihren Pariser Landsleuten, die bekanntlich das Petroleum zum Parfümieren und zu anderen vorher kaum geahnten Zwecken mit so viel Schick zu verwenden wußten, so ziemlich sämtliche Geschütze und den größten Teil der ihnen soeben erst von uns übergebenen Forts und Batterien auf der Südküste abnehmen lassen. Diejenigen auf der Nord- und Ostseite hielten wir einstweilen noch besetzt, und da ließen sie lieber doch die Finger davon. Auf die Dauer aber konnte den Versailles die Geschichte auch nicht gefallen, und sie fingen an, bitteren Ernst mit ihren Freunden vom „Drapeau rouge“ zu machen.

Einstweilen hatten wir nicht viel unter dem Spelatal zu leiden — später mußten wir allerdings wieder bis an die Mauern von Paris vorrücken — aber unangenehm war die Geschichte doch. Fast in allen von unserer Brigade belegten Ortschaften machten sich die kaum aus der deutschen Gefangenschaft entlassenen „Tapferen“, meist Mobilgarden oder Franktireurs, recht überflüssig. Sie mochten wohl augenblicklich den Aufenthalt

am feuer sicheren heimischen Herd ihrem Patriotismus für zuträglich erachten, als die Bekämpfung der recht ungemütlichen Pariser Nachthaber. Natürlich kam es wiederholt zu kleinen freundschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen diesen Leuten und unseren Soldaten; auch der nächtliche Sport des Schießens auf einzelne deutsche Reiter war noch nicht ganz abgetommen und so war immerhin noch einige Vorsicht und Wachsamkeit geboten.

Auch auf der abseits von der Grande Route Impériale und der Chaussee gelegenen Ferme Choisy, wo ich mit meinem Zuge vorzügliche Unterkunft gefunden, ließ ich bei eintretender Dunkelheit sämtliche Hofeingänge sicher verschließen und die Schlüssel auf der „Hofwache“ bewahren, welche ich in einem kleinen Lokal am Haupteingang untergebracht hatte. Auf zwei Seiten war der Hof von einem ausgedehnten waldähnlichen Park umschlossen, durch den hindurch der Fußweg nach dem nächsten Orte führte. Und dort lagen neben unserem Bataillonsstabe und den anderen zwei Bügen meiner Kompagnie noch eine Feldbatterie, eine Schwadron Husaren usw. Daß ich daher meine meiste dienstfreie Zeit lieber im Kreise der Kameraden in Charny, als auf meiner einsamen Bude auf der Ferme Choisy zubachte, wo mir höchstens einmal der Eigentümer auf kurze Zeit mit widerwilligem Gesicht Gesellschaft leistete, bedarf wohl keiner Erklärung. Wenn ich den schmalen Fußweg benutzte, der zuerst zehn Minuten lang durch den alten herrlichen Park, sodann über einen Fahrweg hinüber durch die Felder, meist hohe Luzerne führte, erreichte ich den Ort in einer knappen halben Stunde. Auf der Landstraße, die einen großen Bogen beschrieb, waren es starke drei Viertelstunden.

So war ich denn an einem Abend in der zweiten Hälfte des Mai wieder drüben in Charny gewesen. Ein schwerer Gewitterregen war niedergegangen und hatte uns länger als gewöhnlich beim alten französischen Rotwein und beim Stet zusammengehalten, so daß es wohl Mitternacht sein mochte, als ich endlich den Heimweg antrat. In angeregtester und sorgloster Stimmung bog ich in das enge Dorfgäßchen ein, welches wohl hundert Schritte weit zwischen Scheuern, Ställen usw. nach den Feldern führte. Es war tief dunkel zwischen den fensterlosen Mauern, so daß ich buchstäblich laum die Hand vor den Augen erkennen konnte. Schwer troff es noch von den Dächern herab, und die fallenden Tropfen sowie der Schall meiner Fußtritte riesen ein dumpfes Echo in dem Hohlwege nach.

Es war daher ein mehr instinktives Empfinden, als eine bestimmte Wahrnehmung meiner Sinne, daß ich den Eindruck erhielt, als bewege sich in einiger Entfernung vor mir ein dunkler Schatten auf meinem Wege, ja, als könne ich neben meinen Schritten noch diejenigen einer vor mir hergehenden Person wahrnehmen. Wiederholt blieb ich stehen, ohne mich indes überzeugen zu können. Auch als ich das Ende des Gäßchens erreicht, vermochte ich trotz angestrengten Horchens nichts Verdächtiges zu entdecken. Ich bog also in meinen Feldweg ein. Klatschend schlug die schwere Luzerne gegen meine Stiefelschäfte, es war nicht möglich, neben diesem Rauschen noch einen anderen Laut zu vernehmen.

Aber jetzt — nein, es war keine Täuschung! Mit schweren wuchtigen Schlägen brach von rechts rückwärts etwas durch den hohen Klee; was es war, konnte ich nicht erkennen. Ruhig schritt ich indes weiter und das geheimnisvolle Etwas entfernte sich, wie es gekommen, in weitem Bogen nach links.

Ich hatte inzwischen den höchsten Punkt meines Weges erreicht, da, wo derselbe, eine Terrainwelle überschreitend, sich nach der Ferme zu senken begann, und unwillkürlich blieb ich stehen. Da vor mir, so ziemlich in südlicher Richtung, hoben sich die Bäume des Parks vom nächtlichen Himmel ab, der trotz dichter Bewölkung in roter Blut strahlte, die je weiter nach rechts immer intensiver wurde. Es mußte eine verheerende Feuersbrunst sein, deren aufwallende und zurückstinkende Vohren jenen ganzen Teil des Himmels in abwechselndem, blutrotem Lichte erscheinen ließen. Und das konnte nur Paris sein, das, dem Auge durch die davorliegenden Höhen von Montreuil usw. verborgen, dort unten in Flammen stand. Noch etwas weiter nach rechts aber, bereits außerhalb des Bereiches des glutroten Scheines, bligte es fortwährend am

dunklen Horizont auf, und deutlich hörbar rollte durch die stille Mainacht fast ununterbrochen der dumpfe Donner, die uns allen so wohlbelannte Sprache des schweren Belagerungsgeschützes, zu mir herüber.

Da war der Mont Valerien, unser „alter Onkel Bullerjan“, offenbar eifrig an der Arbeit und sandte einen seiner „Zuckerhüte“ nach dem anderen nach dem „heiligen Paris“ hinein, um im Verein mit dem Petroleum das Zerstörungswerk so gründlich wie möglich zu besorgen.

Na, während ich mir noch so meine Gedanken über die etwaigen Unannehmlichkeiten des Menschenlebens da drüben im herrigen „Seinebabel“ machte, ließ ich die Blicke nochmals über den Horizont schweifen und bemerkte plötzlich links seitwärts von meinem Parle, ihre Silhouette deutlich gegen den dort leicht geröteten Himmel abzeichnend, eine Gruppe von etwa einem Duzend „Bisangs“ (Bauern), die dort heftig gestikulierend „herumtrauchten“. Fast gleichzeitig näherte sich mir wieder das verdächtige Geräusch im Kleeader, doch diesmal ging dasselbe nicht im Bogen um mich herum, sondern verstummte plötzlich direkt vor mir.

Ich mußte unbedingt herausbringen, was da los war, und meinen Säbel, meine einzige Waffe, in der Scheide lodern, verfolgte ich den Fußweg. Kaum hatte ich einige Schritte getan, da fuhr mir mit wütendem Gebell ein großer kräftiger Hund entgegen und blieb, heftig Hals gebend und mir knurrend die Zähne zeigend, etwa vier Schritte vor mir stehen. Ich hatte indes nicht notwendig, zur Altsade gegen den unerwarteten Feind vorzugehen, denn auf das Bellen hin erklangen sofort auf beiden Seiten gresse Pfiffe, und mein zähnefletschendes Bisavis verschwand, wie es erschienen war. So ein bissiger Köter ist zwar manchmal kein zu verachtender Gegner, allein trotzdem hatte mich die sonderbare Begegnung nur insofern erregt, als sie mir deutlich zeigte, daß ich jeden Augenblick auf eine Gruppe französischer Bauern stoßen konnte, von deren freundschaftlichen Gefühlen gegen einen deutschen Offizier ich nichts weniger als überzeugt war. Ein Zusammenstoß unter solchen Umständen mit ungetrübtem Verlauf für beide Seiten war eben höchst unwahrscheinlich, und ich zog es daher vor, mich möglichst rasch und unbemerkt nach meinem Gehöft hinüber zu konzentrieren.

Das nächste, was mir auffiel, war, daß ich das Gittertor des Parkes heute nacht zum erstenmal weit offen fand, während es für gewöhnlich mittels eines starken hölzernen Riegels sorgfältig verschlossen gehalten wurde. Wer hatte es aber offen gelassen? Das war eine Frage, die ebenso schwierig zu beantworten war als den Verdacht nicht zu hegen, daß einige jener blaublutigen Herren in den Park eingedrungen waren. Daß dies aber nicht zum Zwecke einer idyllischen Waldpromenade geschehen, glaubte ich mit Gewißheit annehmen zu dürfen. Nun hätte ich zwar leicht jeder Begegnung mit diesen sonderbaren Naturschwärmern ausweichen können, indem ich rechts quer durch die Felder nach dem Postore hinübersteuerte. Allein dazu empfand ich nicht das geringste Verlangen. Einmal hatte ich allerdings den Versuch gewagt, war aber dabei auf einen Acker geraten, wo die große Feldschlächtere, die während der ganzen Belagerung auf der Ferme gelegen, einige hundert Stück gefallenes Rindvieh in flachen Gruben verscharrt und nur notdürftig mit wenigen Roll Kall und Erde bedeckt hatte. Ich war bis über die Knie in einen solchen Kadaver eingebrochen, und da ich zufällig an jenem Tage Sporen trug, hatte es nicht wenig Mühe gekostet, mich aus der heimtückischen Fallgrube wieder herauszuarbeiten. Dabei war ich in einen derartigen Geruch gekommen, daß ich es meiner „Hoswache“ keinen Augenblick hätte verdenken dürfen, wenn sie mich im Interesse der sanitären Zustände der Besatzung nicht eingelassen hätte. Es unterlag also für mich keinem Zweifel, daß ich es lieber darauf ankommen lassen wollte, auf eine ganze Bande lebender französischer Bauern als auf die Überreste eines einzigen jener requirierten französischen Ochsen zu stoßen.

Schon hatte ich mit der linken Hand meinen Säbel gehoben — die rechte lag fest im Korbe — und mit fast lautlosen Schritten drang ich auf dem bekannten Pfade in das schwarze Dunkel des Parkes vor. Nur wer jemals mit auf das äußerste angespann-

ten Sinnen in stiller Nacht durch einen unsicheren und dazu tropfnassen Wald geschlichen ist, kann sich einen Begriff von dem unheimlich lauten Geräusch machen, das jeder fallende Tropfen, jeder angestrichelte Zweig, jedes Rascheln im Gestrüpp verursacht, und von der Aufregung, die sich mit der Zeit selbst des ruhigsten Menschen bemächtigt. Mehr als einmal hatte ich bei einem verdächtigen Knäuschen in den Büschen Halt gemacht; ich hatte den großen Hund draußen auf den Feldern bellen gehört, dann war wieder alles totenstill geworden.

Jetzt war ich im dichtesten Teile des Parkes angelangt, da plötzlich vernahm ich deutlich neben mir das tiefe, gewaltsame Schnauben eines Menschen, der sein erregtes Atmen möglichst lange unterdrückt hatte.

„Halt! Wer da!“ rufe ich ins Gebüsch hinein. Keine Antwort. Dafür schlägt ein schnappender Laut an mein Ohr, wie vom Spannen eines Flintenhahnes. „Donnerwetter! Wenn der Kerl nur nicht mit Mehlpösten schießt!“ denke ich und reiße den Säbel aus der Scheide. Im selben Moment aber erhalte ich schon einen wichtigen Schlag wie mit einem nassen Sacke ins Gesicht, der mir die Mütze zur Seite schiebt. „Einerlei, nur vorwärts!“ und mit einigen Sägen, unbekümmert um die peitschenden Zweige, bringe ich in das Gebüsch ein. Der nächste Sprung trägt mich um einen dicken Baumstamm, hinter dem sich eben das verdächtige Knäcken wieder hören läßt, und „Huhuhuhuh!“ schlägt es mir grausig, wie das übermenschliche laute Auslagen eines Wahnsinnigen aus Ohr, während ich den heißen Atem zu fühlen glaube. Und Huhuhuhuh! lacht es nochmals, noch schauerlicher als das erste Mal.

Wie gelähmt sinken mir die Arme herab, jedes einzelne Haar meines Kopfes sträubt sich unter der Mütze, während mir kalter Schweiß über die Stirn rinnt, und von momentanem Entsetzen erfaßt, lehne ich mich gegen den dicken Stamm. „Was war das?“ Und „Huhuhuhuh!“ lacht es zum drittenmal, und wieder schlägt es mir feucht ins Gesicht, und es schnaubt und knappt vor mir im Didicht, und jetzt erkenne ich große, runde, leuchtende Augen in phosphoreszierendem Licht — kurz, mit einem Worte: Culeaugen.

Minuten wohl hat es gedauert, bis ich mich soweit erholt hatte, um mir über die Situation Klar zu werden. Dann schob ich meinen Säbel etwas beschämt wieder in die Scheide, denn den hatte ich durchaus nicht nötig. Da vor mir balgten sich nämlich fauchend, flügelschlagend und mit den Schnäbeln zornig knappend, zwei alte mächtige Uhus um ihre nächtliche Beute, den Leichnam eines geraubten Hasen. Offenbar war ich vorhin auf dem schmalen Fußwege von einem derselben im Vorüberfliegen mit dem Flügel gestreift worden. Ihr wütendes Kampfgeschrei aber in der stillen Nacht so dicht vor mir war einen Moment für meine schon erregten Nerven zuviel gewesen, und ich muß eingestehen, daß ich hier zum ersten und letzten Male in meinem Leben richtige Todesangst ausgestanden, denn anders kann ich das Gefühl nicht nennen, das mich in diesem Augenblick überwältigt hatte.

Unangefochten erreichte ich darauf mein Quartier, und noch dehnte ich mich am nächsten Morgen — derselbe war dienstfrei — auf meinem Lager, als mein propriétaire, wie wir den Eigentümer der Ferme kurz nannten, in mein Zimmer geführt kam und mir unter einer Flut von Schimpfwörtern auf die Kommunarbs mit echt französischem Pathos die Joeben aus Paris eingetroffene Depesche vorlas: „Paris incendié, les Tuilleries, l'Hôtel de Ville en cendres, les boulevards couverts de morts et de décombres.“ (Paris in Brand gesteckt, die Tuilleries, das Rathaus in Asche, die Boulevards mit Toten und Trümmern bedeckt.)

„Na ja,“ dachte ich, „die heilige Stadt der Franzosen, die Hauptstadt des Universums, über deren Bombardement durch die nordischen Barbaren nach französischer Ansicht die ganze Welt hätte aus den Fugen gehen müssen, von den Franzosen selbst zusammen geschossen und niedergebrannt. Die richtige Ironie der Weltgeschichte! Da mag es da drüben diese Nacht wohl auch gar manchen gegeben haben, dem wie mir die Haare zu Berge gestanden und der auch von sich sagen konnte: Damals habe ich die richtige Todesangst ausgestanden! — Und somit gute Nacht, meine Herren!“